



Vorsichtige Zuversicht - Bereite Herzen

Erinnerungen und Erlebnisse nach dem
bischöflichen Briefwechsel

von Peter C. Birkner

Hochwürdigste Herren Bischöfe,
sehr geehrte Konferenzteilnehmer aus
Polen und den Nachbarländern,
geehrte Damen und Herren.

Der Vorsitzende der hier in Fürstenstein/Ksiaz stattfindenden Konferenz zum fünfzig-jährigen Gedenken an den Briefwechsel der polnischen und deutschen Bischöfe am Ende des II. Vatikanischen Konzils hat mich eingeladen, Ihnen etwas zu sagen über die Reaktion der deutschen Geistlichen und des deutschen Volkes auf dieses epochale Ereignis in Rom. Mein erster Gedanke nach dem Lesen dieser Einladung war: ich weiß dazu gar nichts! Nach einer Weile aber erinnerte ich mich an unseren hochverehrten Spiritual im Priesterseminar. Herrn Prälat Erich Puzik, der uns eingepägt hat: einen Bischof lässt man nicht bitten!

Und so begann ich, zurückzudenken an das Jahr 1965, als ich 3 Jahre nach meiner Priesterweihe als Kaplan in einer deutsch/sorbisch geprägten Pfarrei meine Mühe hatte, meine seelsorglichen Aufgaben zu erfüllen. Damals war es für mich und meine Umgebung schwer, aktuelle Nachrichten aus dem Weltgeschehen, soweit dies über den sozialistisch-ideologischen Interessensbereich hinausging, zeitnah zu erfahren, denn ich lebte in einer Region, in der das Fernsehen der Bundesrepublik nicht zu empfangen war, und im Rundfunkbereich war erst nach Eintritt der Dunkelheit der Deutschlandfunk einigermaßen deutlich zu verstehen. Nachrichten über Ereignisse in der Weltkirche erreichten uns über die Kirchenzeitung "Tag des Herrn" (die nur veröffentlichen durfte, was durch die poltische Zensur gegangen war), durch die Kirchenzeitung "St. Hedwigsblatt", die aber nur für den Ostteil des Berliner Bistums bestimmt war, oder durch Gespräche mit Menschen, die die Möglichkeiten hatten, das Westfernsehen zu empfangen. In unregelmäßigen Zeitabständen informierte uns Priester das Ordinariat durch "Amtliche Mitteilungen", die in Handarbeit vervielfältigt worden waren und bei politisch brisanten Themen außerhalb des Postweges weitergegeben wurden.

Das "St. Hedwigsblatt" wurde im Rotationsverfahren gedruckt und konnte deshalb in viel kürzerer Zeit hergestellt werden, als dies beim "Tag des Herrn" der Fall war, der als Offsetdruck erschien. So war bereits im "St. Hedwigsblatt" in der Ausgabe vom 16. 12. 1965 ein erster Bericht über den bischöflichen Briefwechsel in Rom mit auszugsweise wörtlicher Wiedergabe der wichtigsten Passagen beider Briefe zu lesen, also auch der Text der Bitte

und Gewährung um Vergebung. In der darauffolgenden Ausgabe vom 19. 12. 1965 aber war völlig ungewöhnlich eine Erklärung des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR abgedruckt, in der es polemisch u.a. heißt: "Außerhalb des Territoriums der Volksrepublik Polen haben die polnischen Bischöfe ihre deutschen Amtsbrüder aufgefordert, die durch die revanchistische Politik der Bonner Regierung in den Beziehungen zu Polen bestehenden Probleme beiseite zu legen und zu verzeihen. Die polnischen Bischöfe (sind)... an den Beziehungen zwischen dem polnischen und dem deutschen Volk vorbeigegangen und (haben) sich sogar zu der Behauptung verstiegen, die am polnischen Volk von den Hitler-Faschisten begangenen Verbrechen würden vergeben" usw.

Jeder einigermaßen vernünftig denkende Leser hat sofort verstanden, dass die Redaktion der Zeitung politisch gezwungen worden war, diese Erklärung abzudrucken, und dass es geboten war, über dieses Thema nur vorsichtig eine Meinung zu äußern. Offensichtlich war dies auch der Grund für den "Tag des Herrn", es vorzuziehen, von dem Briefwechsel in Rom nichts zu berichten. So blieb ein großer Teil der Bevölkerung vor allem im östlichen Gebiet der DDR - unter ihnen insbesondere die christlichen Gläubigen - uninformiert. Daraufhin haben aber die Bischöfe den Text beider Briefe als Ormig-Abzug allen Priestern auf geeignete Weise zugestellt und zu Gesten der Versöhnung aufgerufen.

Wo nun die Meldung von dem Briefaustausch bekannt wurde, war auch in der DDR das Echo unterschiedlich; nur wenige eifrige Parteigänger schlossen sich der offiziellen Linie der zentralen Parteilinie an, die kaum den Aspekt der Versöhnung zweier ungleich gelagerter Staaten im kommunistischen Hoheitsbereich im Auge hatte, sondern die darüber empört war, dass der deutsche Brief gemeinsam von allen Bischöfen aus der Bundesrepublik und aus der DDR alphabetisch und rangmäßig geordnet unterzeichnet worden war. Hierin sah die Regierung einen Angriff auf die Selbständigkeit der DDR und eine verräterische Verbindung zur als Feind angesehenen Bundesrepublik Deutschland. Diese Auslegung lässt erahnen, wie gefährlich es sein konnte, in der Öffentlichkeit über eine Versöhnung des polnischen mit dem deutschen Volk zu reden.

Eine anders gelagerte Meinung hörte man bei Menschen, die nach wie vor darunter litten, dass sie von Haus und Hof vertrieben worden waren, alles verloren hatten, vielleicht sogar den Tod von Angehörigen zu beklagen hatten. Obwohl sie inzwischen wieder ein einigermaßen geregeltes Leben führten, waren die schmerzenden Wunden noch nicht genügend geheilt, um sich mit dem Gedanken einer Versöhnung zu beschäftigen. Hierzu gehörten vor allem Menschen, die dem Glauben fern standen und deshalb ein zu geringes Gegengewicht zu Verbitterung und Hass hatten. Sie durfte man nicht auf dieses Thema ansprechen, und sie schwiegen vor allem, weil sie nicht mit der ideologisch diktierten Meinung in Konflikt geraten wollten: sie hatten Angst!

Angst, über ihre Vergangenheit und ihre Erlebnisse zu reden, hatten auch die zahlenmäßig meisten Menschen, die ihre Heimat als Flüchtling vor dem Kriegsgeschehen verlassen hatten oder nach dem Krieg gewaltsam auf die westliche Seite der neuen Oder-Neiße-Grenze gebracht worden waren. Da man sehr schnell von Partei, Polizei oder Sicherheitsdienst zur Rechenschaft gezogen werden konnte, waren sie still geworden, hielten ihre Erinnerungen und ihre Bräuche teilweise nur noch im vertrauten familiären Bereich wach oder ließen sie bei der Last des neuen, aufstrebenden Lebens in das Reich des Vergessens fallen. Unter-

schwellig war aber in ihrem Herzen noch ein tiefes Heimweh vorhanden, das immer dann wach wurde, wenn heimatliche Klänge zu hören waren oder wenn irgendwelche Nachrichten auftauchten, die eine vielleicht nur virtuelle Rückkehr in die Vergangenheit ermöglichte. Ja es gab in vielen Herzen noch lange die Hoffnung auf eine Heimkehr ins Ursprungsland. Diese Menschen waren nicht darauf aus, Schlesien, Pommern, Ostpreußen zurückzuerobern, sie wollten keineswegs einen neuen Krieg; sondern sie hatten oft eine imaginäre Vorstellung einer irgendwie gearteten politischen Lösung, vielleicht sogar von einem gemeinsamen Leben von Deutschen und Polen im selben Land.

Irritiert und oft verärgert waren vertriebene Menschen, wenn sie von Geschichtsverbiegungen und falschen Lehren hörten, die darauf hinausliefen, das Recht der deutschen Bevölkerung, in der Vergangenheit im Land östlich von Oder und Neiße über viele Generationen unangefochten gelebt zu haben, leugneten oder genuin deutsche Kulturzeugnisse als typisch polnisches Kulturgut bezeichneten. Wenn Kinder mit solchen Lehren aus der Schule kamen oder Parteiredner diese Meinungen bei öffentlichen Veranstaltungen verkündeten, wuchs in vielen Herzen die Wut über solche Unwahrheit und erzeugte reservierte oder gar abweisende Einstellung gegenüber dem polnischen Volk.

In diese Situation war der Mauerbau am 13. August 1961 eingebrochen. Plötzlich war die lebensspendende Verbindung zum anderen Teil Deutschlands absolut versperrt, und so begannen die in der DDR lebenden Menschen die Tschechoslowakei oder Polen als Reiseland zu entdecken. Die Neugierde auf das Leben in der alten Heimat wurde Motiv für vorsichtig beginnende Versuche, die Grenze nach Osten zu überschreiten. Dieser Erkenntnis öffneten sich nach und nach die politischen Köpfe und lockerten ohne großes Aufsehen sukzessive die Reisebeschränkungen.

Diese Entwicklung war nicht ohne Auswirkung für die Seelsorge: Als mich nach dem Empfang der "Niederer Weiher" mein Weihbischof Kapitelsvikar Dr. Ferdinand Piontek am 20. September 1961 fragte, welche Meinung ich zum Mauerbau habe und ich nur stotternd eine ausweichende Antwort gab, sagte er gleichsam prophetisch: "Ich glaube, Gott hat die Mauer zugelassen, damit wir nicht so viel nach dem Westen schielen, sondern unsere Aufgabe im Osten sehen!" Als mir im selben Jahr bei meinem ersten Besuch in Krakau der damalige Prior des Benediktinerklosters Tyniec, Pater Petrus Rostworowski, in einem sehr persönlichen Gespräch als besonderen Wunsch auf den Weg mitgab, im Vordergrund die Zusammengehörigkeit aller Christen in der einen Kirche zu sehen und deshalb eine Versöhnung zwischen dem polnischen und dem deutschen Volk anzustreben, hatte sich für mich eine ganz neue Sicht auf die sich verändernde Zeit und deren Herausforderungen aufgetan.

Solche oder ähnliche wegweisende Haltungen und Ermunterungen verstärkten den Mut zu einer zaghaften, aber kontinuierlichen Kontaktaufnahme zwischen Geistlichen beider Seiten und besonders zu einer sich steigernden Versorgung polnischer Priester mit theologischer Literatur aus dem "St. Benno-Verlag" in Leipzig. Und auch die Besuche der übrigen DDR-Bewohner in Polen waren gekennzeichnet von unterschiedlichen, meistens aber positiven Erfahrungen, die zu wiederkehrenden Besuchen animierten.

In dieser Situation brach gedämpft und verzögert die Nachricht vom Briefaustausch der polnischen und der deutschen Bischöfe ein. Die bereits geschilderte Reaktion hatte nun zur Folge, dass über die Versöhnungsgeste offiziell wenig gesprochen wurde, die Antwort aber sich widerspiegelte im Aufruf der einzelnen Bischöfe an die Gläubigen und Gemeinden, im Gebet und Gottesdienst und - wem es möglich ist - durch Teilnahme an den Feierlichkeiten zum Millennium ihre Verbundenheit mit dem polnischen Volk zu bekunden. Bischof Schaffran rief als Kapitelsvikar in Görlitz alle Geistlichen auf, die Gläubigen am 1. Mai und am darauffolgenden Sonntag, dem 8. Mai, besonders auf dieses Ereignis in Polen aufmerksam zu machen, bei der Eucharistiefeier speziell formulierte Fürbitten einzufügen, in einer eigenen Maiandacht des Millenniums zu gedenken und während des ganzen Maimonats dieses Anliegen in das Gebet einzubeziehen. Da er, wie alle anderen Bischöfe in der DDR, von der polnischen Behörde keine Einreisegenehmigung zur Teilnahme an den Millenniums-Feierlichkeiten erhalten hatte, hielt er selbst am 1. Mai eine Maiandacht in der Görlitzer St. Jakobuskirche und predigte dabei.

Damit war die Tür in allen Ebenen der Kirche aufgestoßen zur Intensivierung der Kontakte zu unserem Nachbarn jenseits von Neiße und Oder. Aktivitäten wie die "Aktion Sühnezeichen" oder die Teilnahme an der Wallfahrt von Warschau nach Tschenstochau entstanden und begeisterten junge Christen beider Konfessionen. Durch Lockerungen im Grenzverkehr kamen sich in Görlitz und Zgorzelec die Pfarrer beider Seiten näher und versuchten trotz erheblicher Sprachschwierigkeiten Gemeinsamkeiten zu finden. Das zeigte sich sehr bald bei den Fronleichnamtsfeiern, wo am Festtag selbst vormittags Bischof Huhn und andere deutsche Priester an der Prozession in Zgorzelec, am Nachmittag polnische Priester in Görlitz teilnahmen.

Einen besonderen Meilenstein auf dem Weg der polnischen und der deutschen Christen in der Neißestadt zueinander sehe ich in der Einweihungsfeier des Hl.-Maximilian-Kolbe-Fensters in der St. Johannes-Kirche in Zgorzelec, die auf Einladung des damaligen Pfarrers, Dr. Michael Czaikowski, Bischof Huhn am 20. April 1974 vornahm. Damals verglich der Bischof zum ersten Mal in einer Predigt die Brücke über die Neiße mit dem notwendigen Brückenbau zwischen den Herzen beider Völker, den die Bischöfe in ihrem römischen Brief bereits benannt hatten. Er sagte: "Nur knapp tausend Meter sind die Kirchen von Görlitz und Zgorzelec voneinander entfernt. Hier und bei uns leben gläubige Christen und wissen um den Auftrag des Papstes zur Versöhnung. Möge die Brücke, über die ich gefahren bin, um zu Euch zu kommen, und über die ich wieder zurückfahren werde, uns an die christliche Versöhnung erinnern!"

Dieses Bild war von da an in Ansprachen und Grußworten, bei Gesprächen und Hilfen immer wieder präsent, sodass es schließlich in das Wappen der neuen Diözese Görlitz aufgenommen wurde. In der offiziellen Beschreibung dieses Wappens heißt es unter anderem: die beiden Felder mit dem Breslauer Bistums- und dem Görlitzer Interimswappen "werden getragen von einer Brücke, die das persönliche Wappen der Hl. Hedwig ... überspannt. Dadurch soll in der Nachfolge der Hl. Hedwig, verbunden mit der Bitte um ihren Schutz, das besondere Bemühen des Bistums um Verständigung und Verbundenheit zum polnischen Nachbarvolk verdeutlicht werden". Es ist uns Programm und Leitbild geworden.

Und noch ein Höhepunkt darf nicht vergessen werden: Seit dem Briefwechsel in Rom waren inzwischen 10 Jahre vergangen und die Verbindungen zwischen deutschen und polnischen Christen waren gewachsen. Da nahm im Sommer 1975 der Erzbischof von Krakau, Carol Kardinal Woityla, eine Einladung des Bischofs in Erfurt, Hugo Aufderbeck, zur Teilnahme an der jährlichen Bistumswallfahrt an. Auf dem Weg nach Thüringen besuchte der Kardinal den Görlitzer Bischof in dessen Haus im Amselgrund. Offensichtlich hatte der Kardinal den Straßennamen "Amselgrund" gelesen, aber nicht richtig verstanden. So fragte er: "Amselgrund - - was ist Amsel ?" Als Bischof Huhn an den kleinen, schwarzen Vogel mit dem gelben Schnabel erinnert hatte, folgerte der Kardinal: "jetzt weiß ich - - Huhn im Amselgrund!" Diese gedankliche Verbindung muss den Gast aus Krakau noch weiterhin beschäftigt haben; denn Bischof Huhn hatte das große Glück, in den Tagen der Wahl und der Einführung des neuen Papstes Johannes Paul II im Oktober 1978 in Rom alle Feierlichkeiten mitzuerleben. Bei der ersten Generalaudienz des neuen Papstes entdeckte Johannes Paul II den anwesenden Bischof Huhn im Petersdom, ging entgegen jeder Protokollvorschrift auf den Bischof zu, umarmte ihn und fragte: "Was macht der Amselgrund?"

Hier war offensichtlich eine persönliche Verbundenheit gewachsen, die weiterhin lebendig blieb; denn in Erinnerung an den Amselgrund fragte der Papst die Görlitzer Bischöfe bei jeder folgenden Begegnung nach dem Verhältnis zum polnischen Volk und trug ihnen jedes Mal auf, in dem Bemühen um Verständigung und Versöhnung die besondere Aufgabe des Görlitzer Bistums zu sehen. Diese Mahnung des heiligen Papstes ist inzwischen für uns Ansporn und Rechtfertigung zugleich geworden - Ansporn: in dem Bemühen, die Beziehungen und die Verbundenheit zu der Kirche und dem Volk in Polen lebendig und verständlich zu gestalten; Rechtfertigung: in der Abwehr, das Bistum Görlitz als zu kleine und somit überflüssige Diözese hinzustellen.

Wieviel Gutes in den Jahren seit dem Briefwechsel der polnischen und deutschen Bischöfe am Ende des II. Vatikanischen Konzils besonders durch das Wort zur Versöhnung bei beiden Völkern gewachsen ist, möge an anderer Stelle dargelegt werde, und ich bin überzeugt, dass dann sehr viel berichtet werden kann. Es war ein Weg von vorsichtiger Zuversicht in den Tagen der kommunistischen Herrschaft zu offenen, bereitwilligen Herzen in der Gegenwart.

Ich hatte heute die Aufgabe, meine persönlichen Erinnerungen und Erfahrungen an die Reaktion auf den bischöflichen Schritt hin zur Versöhnung zu schildern. Ich hoffe, heute einen kleinen Beitrag zur gegenseitigen Verständigung geleistet zu haben.

Es gilt das gesprochene Wort.